Friedrich Preller.

Von
Prof. Dr. C. Heiß.

(Nachdruck verboten.)

„Als Reisesegen habe ich ihm geraten, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieser beiden Großen zu studieren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebraucht haben", sagte Goethe am 5. Juni 1826 zu Eckermann, als der junge Preller nach Italien ging; und tatsächlich hat er in seinem Schaffen die Lehre des hohen Gönners betätigt und der heroischen Landschaft neue Geltung erworben. Seine Odysseelandschaften sind lebendig geblieben und schmücken etwa die Festsäle von Universitäten und Gymnasien, wenn auch aus dieser klassischen Kälterzone wenige Anregungen in den Blutumlauf lebendiger Gegenwart übergingen.

Friedrich Preller wurde am 25. April 1804 zu Eisenach geboren. In Weimar wurde er Schüler des von Goethe protegierten „Kunst-Mayer". Goethe verschaffte ihm auch die Mittel, um in der Dresdener Galerie kopieren zu können. Im Jahre 1824 ermöglichte Karl August durch Stipendien eine Studienfahrt nach Antwerpen, im nächsten Jahre ging es nach Mailand, etwas später nach Rom. Im Jahre 1831 erfolgte der schöne Auftrag, für die Herzogin Maria Paulowna sechs thüringische Landschaften im Schloß zu malen. Das Wielandzimmer wurde mit Temperagemälden nach Oberon-Motiven ausgemalt. Dann kam die Aufgabe, das Hertelsche Haus in Leipzig mit Bildschmuck zu versehen, und hier entstanden die sieben ersten Odysseelandschaften. Reisen an nordische Seeküsten trugen manche landschaftliche Frucht ein. Dann wurden die Odysseestudien wieder aufgenommen und 1854 bis 1856 zu sechzehn Kohlezeichnungen erweitert, die in München zur Ausstellung kamen und in der Leipziger Universitätsbibliothek verwahrt werden; eine zweite, erweiterte Folge besitzt das Weimarische Museum. Von 1859 bis 1861 folgte noch eine Studienreise nach Italien. Auch Radierungen und andere Graphik schlossen sich an.

Die eigentliche Quelle der Prellerschen Kunst ist in der Richtung von Carstens zu sehen, der, von Winkelmann gelockt, nach Rom ging und dort seine antikisierenden Umrißzeichnungen zu homerischen Motiven entwarf, die Goethe bewunderte. Ihn ahmte der Tiroler Joseph Anton Koch erfolgreich mit poussinhaften, mythologisch bevölkerten Landschaften nach. Karl Rottmann ist sein Schüler, der die klassischen Stätten des Altertums geschlossener, großzügiger aussprach. Ihnen reihen sich Prellers, auch an Poussin genäherte Landschaften an, die einen anmutigen Kommentar zu dem hellenischen Märchenbuch geben, und trotz teilweise mißglückter Staffage diese griechische Welt würdig gestalten. Auch J. W. Schirmer aus Düsseldorf gehört mit seinen biblischen Landschaften in diese Entwicklung, die mit seinem Schüler Böcklin dann eine höchste Erfüllung fand.

Goethe meinte, Preller werde im Ernsten, Tragischen Besseres leisten als im Leichten, Freundlichen, und deshalb riet er ihm mehr das Studium Claude Lorrains als Poussins an. Auch mahnte er zu breiter, erzählender Landschaftsmalerei, nachdem er Einzelstudien und isolierte Skizzen von ihm gesehen hatte. Dem Goethe-Kreis entstammend, genoß Friedrich Preller alle Weihen jenes erlesensten Zirkels, aber auf ihm lastete auch das epigonische Schwergewicht. „Weh dir, daß du ein Enkel bist." Immerhin bleibt sein Name mit dem der homerischen Dichtung für uns Deutsche fest verbunden.

„Ein armer, blinder Mann ..."

Von
Dr. Karl Auber.

Piraten der Wohltätigkeit. — Ihre Entlarvung. — Ein Auge, mit dem man wirklich nichts sehen konnte.

(Nachdruck verboten.)

Der „blinde Mann" der gar nicht blind ist, ein Bruder des „wilden Mannes" der Geisteskrankheit im Gefängnis simuliert, hat noch zahlreiche Verwandte, die andere Augengebrechen vortäuschen und deren Entlarvung oft schwieriger ist, als die des erstgenannten uralten Bettlertricks. Die Frage, ob wirklich blind oder Schwindler greift auch in andere, wichtigere Gebiete über, in das der Unfallgesetzgebung und die Frage der Militärtauglichkeit. Wer glaubt, daß die Entlarvung totaler vorgetäuschter „Blindheit" gar so einfach ist, würde sich über die Geschicklichkeit mancher Simulanten sehr wundern müssen. Daß sich die Pupille des betreffenden Auges auf Beleuchtung nicht, wie bei einem normalen Auge, zusammenzieht, ist durchaus nicht absolut für die Beantwortung der obigen Frage entscheidend, denn auch bei wirklich Blinden kann die Pupille sich auf Lichteinfall unter Umständen zusammenziehen, und umgekehrt geschieht dies bei Sehenden in manchen Fällen nicht. In zweifelhaften Fällen muß man längere Zeit beobachten. Auf die Dauer versagt nämlich auch bei den geriebensten Simulanten der Blindheit die Schauspielerkunst in gewisser Beziehung. Behauptet jemand, ein Auge sei blind, so gibt es verschiedene Methoden, die Wahrheit herauszubekommen. Man läßt zum Beispiel den Betreffenden mit dem „blinden" Auge auf seinen eigenen vorgestreckten Finger sehen. Der tatsächlich Blinde sieht in der wirklichen Richtung gegen den Finger, denn dadurch, daß er ihn gewohnheitsgemäß etwas krümmt, fühlt er, in welcher Richtung der Finger sich befindet. Der Simulant aber blickt absichtlich nach einer falschen Richtung, um zu täuschen, und übertreibt. Eine andere Methode: Man schreibt mit Rotstift den Namen des Betreffenden auf Papier und hält vor das gesunde Auge ein rotes Glas. Er kann dann mit diesem Auge die Schrift nicht lesen. Liest er sie doch, so geschah es mit dem „blinden" Auge, und der Schwindel ist aufgedeckt.

Eine nette Gesellschaft sind auch die Simulanten, welche Augenkrankheiten vortäuschen. Die einen reiben fleißig an dem Auge herum, bis es wirklich entzündet ist, die anderen bringen Staub, Gips, Mehl, Schnupftabak, selbst Lösungen von Kupfervitriol, Sublimat, Höllenstein, Seife, Wasser, in das sie Kautabak gelegt haben, in das Auge. Dadurch entstehen allerdings Augenentzündungen, manchmal sogar starke. Aber man kommt doch meist dahinter. Denn erstens ist gewöhnlich das untere Augenlid entzündet, denn dorthin kommt der Herr Simulant am ehesten mit seinen interessanten Manipulationen. Dann aber verschwinden alle diese, meist leichten Augenentzündungen, wenn man den Betreffenden nicht nur wirklich genau überwacht, sondern ihm auch einen soliden Verband über das Auge legt, der ihn hindert, daran herumzumanipulieren. Kneift jemand das Auge krampfhaft zu und behauptet, es sei „gelähmt", so schiebt man mit dem Finger das „gelähmte" Augenlid hinauf. Das wirklich gelähmte Lid bietet keinen Widerstand, weh! aber das krampfhaft zugekniffene.

Das wären so einige, noch lange nicht alle Kniffe, um Augensimulanten zu entlarven, die es ermöglichen, den Doktor Eisenbart im besten Sinne des Wortes zu spielen, indem man „Blinde" wieder sehend macht. Freilich gehört dazu, außer medizinischen Kenntnissen, auch der bekannte gesunde Menschenverstand. Denn sonst kann es einem so gehen, wie es einem hochgelehrten Kandidaten der Medizin ging, der einen Patienten beim Examen sorgfältig und lange nach allen Regeln der Kunst untersuchte und schließlich das eine Auge für blind erklärte. Worauf der prüfende Geheimrat meinte, auch er sei der Meinung, daß man mit diesem Auge nichts sehen könne, und es schmunzelnd — herausnahm, weil es nämlich ein Glasauge war.

Amerika und die Sauberkeit.

Von
Peter Prior.

Täglich ein frisches Hemd. — Keine Röllchen. — Die chinesischen Wäschereien. — Die Sauberkeit der Fifth Avenue.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Verbrecher, die auf Reinlichkeit sehr viel halten, und es gibt herzensgute Leute, die nur sehr selten baden gehen. Der Amerikaner ist ein sehr sauberer und eitler Mensch, womit nicht gesagt sein soll, daß eitle Leute immer reinlich sind. Es gibt in Amerika wenige Wohnungen, in denen sich nicht ein Baderaum oder wenigstens eine Badewanne befindet. In den besseren Familien findet man luxuriöse Badeeinrichtungen. Aber ich kenne einen Fall, daß ein Mann, der imstande wäre, die ganze Reparationsschuld Deutschlands zu bezahlen, täglich vor dem Gang auf die Börse sich in einem Arbeiterbad tüchtig abduscht und 5 Cents dafür bezahlt. Die Nähe der See bringt es mit sich, daß die Bevölkerung der Küstenstädte die körperliche Reinigung mit dem täglichen Spaziergang verbindet. Daß weitaus der größte Teil der amerikanischen Bevölkerung täglich badet, ist Tatsache. Arbeiter, die mit schmutziger Arbeit zu tun haben, baden täglich zweimal. Dies ist um so leichter, als in den meisten Häusern im Keller der „Boiler" steht, eine Warmwasseranlage, die in alle Wohnungen warmes Wasser liefert. Infolge all dieser Einrichtungen gibt es in Neuyork wenig öffentliche Bäder. Hat doch selbstverständlich jedes Hotel, jeder Gasthof, ja jedes Geschäftshaus seine Badeanlage.

Mit Wäsche wird nach deutschen Begriffen in Amerika Luxus getrieben. Der tägliche Hemdwechsel ist etwas Selbstverständliches. Krägen und Röllchen in unserem Sinne findet man wenig. Der Amerikaner trägt seinen Kragen und seine Röllchen dort, wo sie hingehören, nämlich am Hemd. Der abknöpfbare Kragen ist natürlich verbreitet, aber der feine Mann trägt ihn nicht. Gummiwäsche oder Papierwäsche — ausgeschlossen! Ich erinnere mich deutlich eines Augenblicks, da ich als blutiges Grünhorn mit einem stolzen Packen Kragen, Stulpen und Vorhemdchen in eine Laundry stolperte, allwo zwei Mädchen, kann man nicht sagen, Feen ihres Amtes walteten. Mit welch unbeschreiblicher Nichtachtung diese Damen meine Wäsche betrachteten, ist nicht wiederzugeben. „Das ist Chinesenwäsche", meinte die eine leise. Damit wollte sie sagen, diese Wäsche gehöre in eine der tausend chinesischen Wäschereien, die es in Neuyork gibt, und die den Anschein erwecken, als ob die Chinesen die Wäscherei monopolisiert hätten. In einer chinesischen Wäscherei wird die Wäsche derart gemein behandelt, daß sie sehr bald kaputt geht.

Interessant ist, daß man in Neuyork deutsche Strumpfwarenerzeugnisse billiger bekommt, als in Deutschland selbst. Strümpfe, die in Deutschland eine Mark das Paar kosten, gibt's dort für 60 Pfennige dieselbe Sorte, trotzdem ein hoher Zoll darauf ist. Dabei kommt der größte Teil der Trikotagen und Strümpfe, die Amerika verschleißt, aus Deutschland, besonders aus Chemnitz.

Ein Kapitel für sich, das aber, wenn man von Sauberkeit sprechen will, nicht unerwähnt bleiben darf, bilden die Bedürfnisanstalten. Die sind nun peinlichst sauber und — kostenlos! Und allenthalben in so großer Anzahl vorhanden, daß sie allen Ansprüchen genügen. In Wolkenkratzern manchmal zehn nebeneinander und Waschwasser und Seife darin, und desinfiziert von oben bis unten. Selbst öffentliche Anstalten sind ohne Bezahlung Tag und Nacht benutzbar.

Wer in der Fifth Avenue ausspuckt und von einem Polizisten gesehen wird, der bezahlt bestimmt Strafe. Weiter westlich und östlich so gegen das Italienerviertel zu, oder bei den Niggern ist das nicht mehr der Fall. Da muß man immer aufpassen, daß einem nicht irgend etwas von oben auf den Kopf kommt. Und so sauber die Straßen um den Centralpark herum sind, so schmutzig sind sie dort, wo es zum River geht.

Der Amerikaner ist immer peinlich sauber und adrett. Sonntagsanzüge gibt es nicht: der Anzug ist immer sauber und gebügelt. Der Arbeiter geht oftmals in seinen allerschlechtesten Sachen auf die Arbeit, aber stets in einem sauberen Hemd und in guten Schuhen.

Die praktische Hausfrau.

Gegen Grippe. Ein gutes Mittel gegen Grippe ist Schafgarbentee mit einer kleinen Beigabe von Fenchelkörnern. Der Tee wird kalt angesetzt und muß längere Zeit kochen. Man trinkt ihn drei- bis viermal täglich.

Gefrorene Fenster taut man leicht und rasch mit warmem Salzwasser auf. Man taucht einen Schwamm in das warme Wasser, in dem man zuvor Kochsalz aufgelöst hat, und wäscht die gefrorenen Fenster damit ab. In kurzer Zeit sind die Scheiben vom Eis frei; müssen dann aber gut trocken nachgerieben werden, besonders bei starkem Frost.

Will man Kerzen im Leuchter festsitzend haben, so tauche man ihr unteres stumpfes Ende einen Augenblick in heißes Wasser. Das Wachs wird weich und paßt sich so am besten der Leuchtertülle an.

Gegen Blähungen, sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen, tun Aufgüsse von Kümmel oder Fenchel gute Dienste. Man zieht etwa einen Teelöffel voll Fenchel oder Kümmel mit einem Fünftel Liter heißen Wasser aus, seiht durch und trinkt dies versüßt mit Zucker.

Möbelrücken. Um schwere Möbel von einer Stelle auf die andere zu rücken, hilft man sich, indem man zwei gleich-große Holzrollen und ein Plättbrett anwendet. Selbst Schränke und Kommoden lassen sich ohne Anstrengung mit diesen einfachen Mitteln umstellen.

Verrostete Wäschekessel zu reinigen. Stalldünger, am besten aus Pferdeställen, wird frisch in den Kessel getan, mit Wasser zum Kochen gebracht. Am zweiten Tage legt man drei bis vier Pfund Soda hinein, läßt alles gut kochen und schüttet die Flüssigkeit aus. Jetzt werden die Kesselwände gescheuert und endlich trocken gerieben. Sollte nach einmaliger Reinigung der Rost nicht verschwunden sein, so wird das Verfahren wiederholt.

Reinigung weißer Seide. Man bearbeitet die weiße Seide mit einem wollenen Tuch, das zuvor in Magnesia getaucht wird. Die Seide wird dadurch wieder wie neu.

Können Sie eigentlich einen Brief schreiben?

Von
J. Adams.

(Nachdruck verboten.)

„Können Sie eigentlich einen Brief schreiben?" — ein gekränktes Achselzucken ist die ganze Antwort. Es gibt eben Fragen, deren Bejahung uns fast selbstverständlich dünkt.

„Aber ich bitte Sie, wir haben doch mehr als einen Brief im Leben geschrieben; wir werden doch wohl wissen, wie man einen Brief abfaßt! Außerdem haben wir es sogar in der Schule gelernt, das ist allerdings schon ziemlich lange her; aber die Praxis hat uns die nötige Erfahrung gegeben. Einen Brief schreiben — Kinderspiel!"

Fast scheint es, als ob wir uns mit dieser Frage blamiert hätten. Oder sollte vielleicht doch ein tieferer Sinn, als es im ersten Augenblick scheinen will, in eben dieser Frage stecken?

Gewiß, wenn es sich um die sogenannten „Nützlichkeitsbriefe" handelt, so habt ihr recht. Denn mit der ungeheuren Zunahme der Handelsbeziehungen hat sich auch der Stil dieser Briefe gehoben, vor allem, was die Exaktheit der Form anbelangt. Der Nützlichkeitsgedanke tritt vollständig in den Vordergrund, beherrscht den Briefstil, merzt alles Ueberflüssige zugunsten des sachlich Notwendigen aus.

Wenn wir aber den Brief vom Gefühlsmäßigen aus bewerten, etwa als Ersatz fehlenden mündlichen Verkehrs zwischen Menschen, die durch Bande der Liebe und Freundschaft miteinander verknüpft sind, dann gewinnt die Frage volle Berechtigung: „Können Sie einen Brief schreiben, der als wirklicher Ersatz persönlichen Verkehrs die Kluft, die jede Trennung zwischen Menschen reißt, zu überbrücken vermag, d. h., der als feinste Ausstrahlung Ihres inneren Wesens wirkt?"

Leider nimmt sich für diesen Brief, der allein den Namen „Brief" verdient, unsere Zeit keine Zeit mehr. Ihr gilt der Brief lediglich als nützlicher Vermittler wichtiger Nachrichten von einem zum anderen. Allerdings mischen sich hier nur ein paar Gefühlsmomente ein, aber im übrigen sind die Nützlichkeitsbriefe genau so langweilig zu schreiben wie zu lesen!

Gestehen wir es nur schlichtweg ein — wir haben einfach verlernt, Briefe zu schreiben! Was noch unsere Großmutter gekonnt, jene anmutigen Plauderbriefe zu verfassen, diese Kunst ist uns im hastigen Getriebe unseres überlasteten Alltags verloren gegangen. Wir setzen uns nicht mehr hin, wie sie es ehemals taten um zu plaudern. Wir fühlen kein Bedürfnis mehr, unsere Gedanken, eingefangen in Worte, diktiert von Herz und Verstand, einem anderen lieben Menschen zu vermitteln! Kurzum, wir schreiben nur aus zwingenden Gründen — aber wir plaudern nicht mehr!

Leider ist uns damit auch eine starke Glücksquelle versiegt. Denn es ist ein Glück von einem geliebten Menschen einen Brief zu empfangen, der nicht etwa so beginnt: „Herzlichen Dank für Deinen letzten lieben Brief ...", sondern der, wie die Rose vom eigenen Duft, begleitet ist von der ganzen Wärme der persönlichen Wesensart des anderen!

Solche Briefe werfen ein helles Licht ins trübe Grau menschlicher Trennung, solche Briefe schlagen leichtbeschwingt die Brücke des Verständnisses von Mensch zu Mensch, solche Briefe gleichen seelischen Photographien, die getreulich feinste Regungen unseres Innenlebens überbringen!

Und es ist traurig, wie arm eine Zeit ist, die es verlernt hat, solche Briefe zu schreiben!

Stelldichein.

Von
Eberhard v. Weittenhiller.

(Nachdruck verboten.)

Er stand in einem Haustor, in dem es zog, und sandte seine Blicke die lange Straße hinab. Windgezauste Baumwipfel warfen huschende Schatten aufs Pflaster, täuschten immer wieder sich nahende Gestalten vor, die nicht kamen. Wenig Menschen nur gingen. Herren, die sich mit der Hand oder Stockgriff krampfhaft die Hüte am Kopfe festhielten, und unwirsche Grimassen dazu schnitten. Junge Mädchen, die ihre Röcke über den Knien zusammenrafften und dabei kicherten. — An einer Ecke rauften sich zwei Köter, daß der Staub wirbelte. Ein Möbelwagen rumpelte die Straße herauf und benahm die Sicht. Ueber die Bäume hoben sich gelangweilt die vieläugigen, flachen Gesichter moderner Zinsbauten.

Eine Frau ging ins Haustor, und warf einen Blick wie Essig auf den Wartenden.

Oh, wenn Erna gekommen wäre, hätten sich die Bäume in neues Grün gekleidet, wäre die Sonne auf der Straße zu Gold geworden, hätten die hohen Häuser ihr festlichstes Gesicht gemacht. Vielleicht hätte auch das Grinsen der Frau, die ins Haustor ging, etwas Zuckersüßes gehabt.

So aber welkte das Laub der Bäume immer mehr, wurde die Straße immer grauer vom Staub, heulte der Wind immer klagender.

Erna kam nicht.

Schmerzliche Enttäuschung, trotziger, doch ohnmächtiger Grimm ergriff den vergeblich Harrenden. Die Taschenuhr bebte in seiner Hand.

Er wollte von Unberufenen nicht gesehen werden, deshalb hatte er sich in das zugige Tor gestellt. Um so nervöser machte es ihn, daß nun schon seit einer halben Stunde ein junges Mädchen immer vor dem Tor auf und ab ging und jedesmal einen Blick hereinwarf. Ob die ruhelose Wanderin hübsch oder häßlich war, er wußte es nicht. Er ärgerte sich nur.

Als sie wieder vorbeikam, sah er sie endlich an, bemerkte, daß sie hübsch war, und ihr eine Träne aus den großen, dunklen Augen über das tiefbetrübte Gesichtchen lief.

Da trat er aus dem Tor.

Er machte einen Schritt auf sie zu, und stotterte: „Haben Sie nicht...?" Und sie stotterte fast zur gleichen Zeit: „Haben Sie nicht...?" — „eine Dame gesehen, die...?" — „einen Herrn gesehen, der...?" Dann verstummten beide plötzlich.

„Nicht weinen, mein Fräulein! Wer Sie warten läßt, ist Ihrer nicht wert!"

„Ich weine ja gar nicht..."

„So ist's auch recht! Sehen Sie, ich weine auch nicht. Es stünde mir auch schlecht. Und im Grunde genommen: verbürgt das Benehmen unserer Partner Glück für die Zukunft? Nein! — Wer aber wie wir treu am Platze ausharrt, der..."

Sie sahen einander in die Augen, verließen den Platz, und schritten Seite an Seite die lange Straße hinab.

Und die Bäume prangten in freundlichem Grün, die Sonne lag voll warmer Helle auf dem Pflaster, behaglich lächelten die hohen Häuser. Und der Wind sang fröhlich durch die Straße. —

Mensch und Schicksal.

Von
J. Adams.

(Nachdruck verboten.)

Die Art, wie ein Mensch sich mit seinem Schicksal auseinandersetzt, darin liegt schon der ganze Mensch!

Es gibt Menschen, die klagen: „Mein Schicksal und ich...!" Während andere mutig erklären: „Ich und das Schicksal...!"

Je stärker bekanntlich die Schultern sind, je mehr wird darauf gebürdet. Zum Glück ist das Schicksal so gut der Gewohnheit unterworfen, wie alles andere auf Erden, und wie der Mensch sich an ein Glück gewöhnt, so gewöhnt er sich am Ende auch an sein Schicksal.

Es ist bezeichnend für das irdische Dasein, daß man unter „Schicksal" immer nur etwas Unangenehmes versteht. Angenehmes reserviert uns ja das Leben weit seltener!

Schicksal will wie Nesseln fest angepackt werden: den Zaghaften sticht es!

Viele Frauen glauben, einem Manne zum Schicksal zu werden, während ihnen in Wirklichkeit der Mann zum Schicksal wird!

Zufällig trafen sich einmal Glück und Schicksal. „Wie schade, daß man sich so selten nur sieht!" bedauerte das Glück.

„Ja, wenn ich komme, mußt du gehen!" meinte das Schicksal resigniert.

Ueber sein Schicksal hinauszuwachsen, ist vielleicht das Höchste, was ein Mensch hier auf Erden erreichen kann!

SLUB
Wir führen Wissen.